



Italienische Soldaten in den Alpen (1916): Ein Kampf mit dem Feind und mit der Natur

BPK

Die toten Augen im Berg

Die irrwitzigsten Gefechte des Ersten Weltkriegs führten Österreicher und Italiener hoch oben in Eis und Schnee. Im Alpenkrieg starben mindestens 150 000 Menschen – vom Feind getötet, abgestürzt, verhungert oder unter Lawinen begraben.

Über allen Gipfeln herrscht Ruh. Auch am Kleinen Lagazuoi in den Dolomiten, 2778 Meter hoch. Es ist der 22. Mai des Jahres 1917, der Berg liegt in der Abenddämmerung.

Dann plötzlich kommt, über die provisorische Telefonleitung, der verabredete Code: „Hauptmann Eymuth trifft heute 10 Uhr abends beim Kampfabschnittskommando ein.“

Eymuth ist österreichischer Offizier. Seine Kameraden haben, in mühseliger Arbeit, durch einen eigens vorgetriebenen Stollen 24 Tonnen Sprengstoff ins Innere des Berges verfrachtet. 24 000 Kilogramm, verpackt in über 1000 Kisten. Eine Supermine im Abwehrkampf gegen die Italiener. Eymuths Name ist das Signal,

diese Mine vom Gewicht eines Panzers zum verabredeten Zeitpunkt zu zünden.

Auf die Sekunde genau um 22 Uhr explodiert der Berg, wieder und wieder bricht sich das Echo im Tal und an den Höhen und steigert sich zum infernalischen Getöse. „Die Felsen barsten“, schildert ein Augenzeuge, umher „schossen häusergroße Blöcke, Wände sanken um wie ein Bücherstapel. Menschenleiber, Köpfe, Beine, Arme flogen empor – eine grausige Himmelfahrt“. Wie viele italienische Alpini bei dem Massaker oben auf dem Kleinen Lagazuoi den Tod fanden, ist bis heute ungeklärt.

Als wieder Ruh herrschte über allen Gipfeln, sah der Berg anders aus, kleiner und schmaler. Wohl 130 000 Kubikmeter

Gestein hatte die gewaltige Detonation abgesprengt. Jetzt klaffte im Gestein, notierte der Beobachter weiter, „ein Riss, fast 200 Meter hoch und 136 Meter breit“.

Der strategisch aberwitzige Coup war nur ein Etappensieg in einem fast surreal anmutenden Kampf zwischen Himmel und Erde, den europäische Soldaten bislang so nicht kannten. Der Alpenkrieg war ein Krieg auf Skiern und an Kletterseilen, auf schmalen Graten, in bis zu zehn Meter hohen Schneewüsten oder mitten im ewigen Eis.

Manche Militärhistoriker reihen, fast wie Guinness-Statistiker, Rekord an Rekord: erster erobertes Dreitausender der Kriegsgeschichte (Monte Scorluzzo, 3094 Meter); erstes Gletschergefecht der Kriegsgeschichte (Presema, 2700 Meter); höchst-

gelegenes Gefecht bis dato (Punta San Matteo, 3692 Meter); höchstgelegener Schützengraben samt Geschütz (Ortler, 3905 Meter).

Was sich aber dahinter verbarg und was sich da oben wirklich abspielte, oft nur unter vier Augen und ohne Zeugen, muss ein archaisches Ringen gewesen sein – ein Kampf mit dem Feind und mit der Natur gleichermaßen. Temperaturen bis zu minus 40 Grad konnten, buchstäblich, das Blut gefrieren lassen, schwere Stürme und mächtige Gewitter lähmten oft alle Sinne, die Lunge musste doppelte Arbeit leisten.

Und wenn in der rauen Höhe die automatischen Waffen versagten, Pistolen oder Karabiner, dann kämpften die Soldaten auf kleinen Felsvorsprüngen mit Steinen in den Fäusten. Oder sie schlangen den Morgenstern – jene mittelalterliche Stachelkeule, die in manchen Einheiten zur Standardausrüstung gehörte. Ein bizarrer Anachronismus, vor gerade mal 90 Jahren.

Wer aber – egal, mit welchen Mitteln – den Berg beherrschte, der galt erst einmal als unbezwingbar. Wie eine Burg, deren Steilhänge darunter, weil schon die Schwerkraft half, sich gegen Angreifer recht leicht verteidigen ließ. Die Gipfelbesetzer konnten kaum von da oben vertrieben werden. Selbst wenn es nur ein paar Mann waren.

Das jedenfalls schien zu Beginn des Alpenkriegs feste Überzeugung der militärischen Führung zu sein; und daran knüpfte sich vermutlich die Hoffnung vieler, diesen Abschnitt der Auseinandersetzung mit möglichst geringen Verlusten durchzustehen.

Trotzdem starben in den Alpen damals mindestens 150 000 Menschen, wahrscheinlich mehr als 180 000 – vom Feind getötet, abgestürzt, verhungert, erschöpft. Eine genaue Zahl der Opfer gibt es nicht,

auch keine der Vermissten. Wohl 60 000 von ihnen wurden durch Lawinen in den Tod gerissen. Eigentlich, schrieb der Autor Gunther Langes, habe niemand damit gerechnet, dass es je „die Front der Hochalpen“ geben würde, schließlich sei das Gebirge „moderner Strategie fremd geblieben“. Ein Irrtum, fatal und folgenschwer.

Rom, 23. Mai 1915. Italien erklärt Österreich-Ungarn offiziell den Krieg – und stürzt die Donaumonarchie auf den ersten Blick „in eine verzweifelte Lage“, heißt es in der kürzlich erschienenen „Enzyklo-

aus sehr jungen oder älteren, häufig invaliden Männern. Aber, so lobte der österreichische General Ernst Kabisch: „Sie alle kannten die Berge, wussten die Büchse zu führen und mit Falkenblick zu spähen, zu zielen und zu treffen.“

Die potenzielle Kampflinie begann im flacheren Osten am Flüsschen Isonzo, wo später mehrere große Schlachten geschlagen werden sollten, zog sich in sichelförmigem Bogen über die Julischen und Karnischen Alpen hinweg ins Dolomitengebiet, ging runter ins Etschtal, quer durch Judi-



Posten im Ortlergebiet, Sprengungen am Kleinen Lagazuoi (1917): „Eine grausige Himmelfahrt“

pädie Erster Weltkrieg“. Fast das gesamte k. u. k. Heer operiert an der Ostfront und auf dem Balkan, für die notwendige Sicherung der 600 Kilometer langen Grenze zu Italien stehen „nur schwache, improvisierte Kräfte zur Verfügung“.

Etwa die Tiroler Standschützen, eine über 30 000-köpfige Miliz, die als letztes Aufgebot galt – bestand sie doch weitgehend

karien nordwestlich des Gardasees und übers Ortlermassiv. Sie endete am Stilfser Joch; hier begann die neutrale Schweiz.

Knapp 100 Kilometer der österreichisch-italienischen Grenze im Westen verliefen auf einer geschlossenen Eisfront, fast durchweg in Höhen von über 3000 Metern. Schon deshalb wollte der italienische Oberbefehlshaber Luigi Graf von Cadorna,

vermerkt die Enzyklopädie, „nichts überhasten und erst nach sorgfältiger Vorbereitung methodisch vorrücken“. Auch hatte er vor dem kriegserfahrenen Gegner gehörigen Respekt.

Die Zeit, die General Cadorna verstreichen ließ, nutzten die Österreicher zur Formierung ihrer Verteidigung. Als Ablösung der Standschützen besetzten Patrouillen der Tiroler Landesschützen (ab 1917 Kaiserschützen), auch steirische und Kärntner Kräfte, alle Gebirgsposten – manche dieser befohlenen Klettereien ist in die alpine Historiografie als Erstbesteigung eines Berges eingegan-



gen. Zu Beginn half den Bundesgenossen auch eine Spezialeinheit, die gerade erst aufgestellt worden war: das Deutsche Alpenkorps.

Auf beiden Seiten kamen nicht nur Soldaten zum Einsatz, die sich im Gebirge auskannten, mit den Widrigkeiten dort und den Unberechenbarkeiten. Auch Infanteristen oder Artilleristen, die zuvor nur im Flachland operiert hatten, gehörten zur Truppe. Alle vollbrachten Außergewöhnliches – schließlich, urteilt der His-

Sprengsätze schufen Kavernen, in denen das ganze Jahr über Schützen hockten – wochenlang zu zweit oder zu dritt. Irrendwo im Nirwana außerhalb des Weltgeschehens, den Feind aber im Auge.

Kanonen wurden an Flaschenzügen auf Dreitausender gehievt, wo sie „brav und sicher“, schreibt Langes, „ihren Dienst taten wie in einem Kornacker“. Oder sie wurden im Tal zerlegt – um jedes Teil einzeln nach oben zu schaffen. Hunderte Soldaten schufteten zwei Tage lang; dann war

ungesalzenem Schneewasser gekocht, ein wenig weiter.

Endlich am siebenten Tage ist die Höhenlinie erreicht ... Nebelheim zwischen Fels und Firn. Und fertig mit ihrer Kraft ist die kleine Schar, wie sie da oben steht, um sich schauend nach der Stellung, die sie besetzen will, nach den Menschen, die sie da vorzufinden hoffte, nach den Lebensmitteln, deren sie so sehr bedarf. Nichts! Auf die Zeichen, die hinunter, nach rechts und links mit Laternen und Flag-



HUTTON / GETTY IMAGES (L.)



Italienische Gebirgsjäger (1915), Stellung im Marmolata-Gletscher: Front in Fels und Eis

toriker Hans Jürgen Pantenius, habe es „keinen Vorgang in der Kriegsgeschichte“ gegeben, „auf den man sich bei der Planung und Durchführung hätte stützen können“.

Um da oben überhaupt Krieg führen zu können, wo nur Adler nisten und Dohlen, mussten erst Straßen angelegt werden, dann Wege und letztlich Steige. Vom Gletscher des Zebru zum Gipfel der Thurwieserspitze im Ortlergebiet etwa zogen die Italiener eine Steiganlage mit Strickleitern hoch, die sie durchaus treffend „Himmelsleiter“ nannten. So konnten auf 3000 Meter Länge über 700 Höhenmeter überwunden werden, von 2900 ging es auf 3648 Meter.

Seilbahnen schleppten Material heran, Mulis und Pferde. Bohrmaschinen und

das Geschütz auf dem Ortler, eben das höchste seiner Zeit, feuerbereit.

Allein der Aufstieg zur „Front in Fels und Eis“ (Langes) konnte bereits zum Überlebenskampf werden. General Kabisch beschrieb die Situation seiner Leute so:

Wenn nur der Hunger nicht wäre! Man kaut an einer Speckschwarte, sucht den Durst mit Schnee zu löschen und schiebt sich langsam weiter, dem 3000 Meter hohen Kamm entgegen. Schon ist die sechste Nacht vorüber. Ein glücklich vors Gewehr gekommener Gamsbock hilft, in

gen gegeben werden – keine Antwort. Erschöpft sinken alle in den Schnee und schlafen, wie sie gerade liegen.

Viele waren für eine solche Extremsituation nur schlecht gewappnet, weil es im Arsenal der Zeugmeister oftmals keine Pelzmützen gab, keine warmen Filzstiefel und keine wattegefüllten Fäustlinge. Häufig fehlte auch Ersatz. „Heute“, schrieb ein Kaiserjäger in sein Tagebuch, „habe ich nach 20 Tagen erstmals meine nassen Schuhe ausgezogen.“ Und fügte später hinzu: „Bezüglich Winterausrüstung, Bekleidung, Beschu-

Wenn in der rauen Höhe die automatischen Waffen versagten, kämpften die Soldaten mit Steinen in den Fäusten.

hung, Kälteschutz lebten wir ... in der Steinzeit.“

Dennoch, der Krankenstand lag erstaunlich niedrig. Ihm sei es immer „noch ein Rätsel“, notierte der Österreicher nach dem Krieg, „wie man diese Strapazen ohne Schaden aushalten konnte“. Erfrierungen an Zehen, Fingern und Ohren wurden offenbar klaglos hingenommen, auch die Schneeblindheit und der so genannte Gletscherbrand, der Lippen und Nasenflügel eitern ließ. Blasenkatarre,

unter den Gletschern des Adamello hatte insgesamt eine Länge von 24 Kilometern.

Im Bauch des Marmolata-Gletschers gab es Munitionsdepots und Provianträume, mehrere Schlafstellen für bis zu 70 Mann, eine Offiziers- und eine Sanitätsbaracke, in der der Bataillonsarzt Behandlungen durchführte. Strom kam aus einem Kraftwerk im Tal, eine Fernsprechanlage war das Relais zur Außenwelt.

Die Tarnung für Hunderte Soldaten war perfekt, auch die Geschütze blieben un-

Die Arbeitsgeräusche im Berg blieben nicht verborgen, spezielle Horchtrupps wurden eingesetzt, um Richtung und Ziel des Stollenbaus festzustellen. Die „einzig wirksame Gegenmaßnahme“ sei dann gewesen, schreibt Langes, „dem bohrenden Gegner Stollen entgegenzutreiben und ihm durch Sprengung der eigenen Stollen den Weg unter der Erde zu verstopfen“.

So zerstörten Italiener am 17. April 1916 die von Österreichern gehaltene Spitze



HULTON ARCHIVE



HULTON / GETTY IMAGES



Eroberte italienische Haubitze (1917), gefallene Soldaten (1917), Horchposten im Stollen: Die Tarnung war perfekt

Darmkoliken oder Lungenentzündungen galten als kleinere Malaisen.

Zu den Denkwürdigkeiten des „Weißen Krieges“, wie ihn die italienischen Gebirgsjäger nannten, gehörten neben der Logistik am Berg auch andere technische Meisterleistungen – etwa der Bau und der Betrieb eines regelrechten Camps im Inneren des Marmolata-Gletschers in den Dolomiten, der sich vom 3200 Meter hohen Hauptkamm ganz langsam bergab bewegt.

Weil es draußen an ausreichender Deckung fehlte, gruben sich die österreichischen Soldaten ins Eis hinein, bis schließlich mehr als acht Kilometer lange Stollengänge kreuz und quer den Gletscher durchzogen – selbst Glaziologen waren bis dahin nicht so tief ins Innere eines Eiskolosses gedrungen. Das Stollensystem

sichtbar – sie standen zurückgezogen in Kavernen und wurden von innen bedient. Das „einzige Zeichen menschlicher Anwesenheit“ seien „die glitzernden Drahtseile der Seilbahn“ gewesen, notiert Autor Langes. Deren Stationen jedoch „waren wie Bahnhöfe einer Untergrundbahn tief in Fels und Eis versenkt“.

Weil solche Eisstädte und in den Fels gehauene Stellungen nur unter schwersten Verlusten einzunehmen waren, ersannen Österreicher und Italiener eine neue Methode: den Maulwurfkrieg. Berge wurden, wie der Kleine Lagazuoi, in oft monatelanger Arbeit unterminiert – um am Ende der Stollen, die über 1000 Meter lang sein konnten, große Mengen Sprengstoff zu platzieren und dann die Bergkuppen wegzubomben.

des Col di Lana nahe Cortina d'Ampezzo. Am 13. März 1918 zündeten die Österreicher nach dreijährigen heftigen Kämpfen mit Tausenden von Toten im Monte Pasubio südlich von Trient eine 55 Tonnen schwere Mine – dreieinhalb Stunden bevor die Italiener ihre eigene Mine hochjagen wollten.

Es war, noch ein Rekord, die größte im gesamten Ersten Weltkrieg.

Wenige Monate später ging der Krieg in den Alpen zu Ende. Die Erinnerung an ihn ist, anders als in den sonstigen Gefechtsgebieten, immer noch auf ganz spezielle Art präsent. Jeder Tourist, jeder Wanderer kennt die merkwürdigen Löcher oben im Fels, die die Natur nie hätte erschaffen können – als wären es tote Augen, die mahnen.

GEORG BÖNISCH